

Der Teufelsgeiger

Autor(en): **Georgi, Stephan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 7

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635235>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

die Sportgegner aus, abgesehen von denen, die absolut bewegungsträge sind. Ihnen ist nicht mehr zu helfen. Spielt man ihnen aber ein Ping-Pong-Match vor, werden oft sogar die Trägsten mitgerissen. Es gibt ja keine Einwände, weil der Tisch meistens da ist und zwei bis vier Mark immer für eine gute Sache abgestoßen werden können, gegebenenfalls wird gespart und an jedem Tag in den Kalenderzetteln ein Geldstück eingewickelt und weggelegt, bis 20, 30, oder 40 Tage abgelaufen sind. Es gibt dann keine Angst um die schlanke Linie mehr und die Korpulenten haben — endlich! — das absolut sichere Entfettungsmittel gefunden: es ist gesundheitlich unschädlich.

Ping-ponggen wir an jedem Abend, wird es gut sein, leichte Schuhe anzuziehen, also Haus- oder Turnschuhe mit leichter Sohle, damit es keine Schrammen auf der Diele gibt und sich die tiefer wohnenden Mieter nicht beschweren. Und dann möglichst die Fenster auf und leicht gekleidet, das ist am gesündesten. Ping-Pong muß Lebens- und Tagesbedürfnis werden.

Der Teufelsgeiger.

Zum 150. Geburtstag Paganinis am 18. Februar 1934.

Skizze von Stephan Georgi.

Der große Schnitter zog durch die Länder; er schickte seinen Würgegel, die Cholera, voraus und hielt reiche Ernte. In Frankreich eben erst verstummt, huben nun in ganz Norditalien die Trauerglocken an zu läuten, hallten von Turin und Mailand aus weiter ins Land und dröhnten ihr dumpfes Memento durch die weite Eintönigkeit der lombardischen Ebene: bis in das noch immer behaglich-frivole Hofleben der Großherzogin Marie Luise von Parma.

Der Ernst der Gefahrenähe wischte das Lachen aus galant scherzenden Gesichtern, und die verängstigten Parmaneser liefen, Hilfe ersehend, in die Gotteshäuser. Als tröstliche Beruhigung nahmen sie es auf, als für den kommenden Feiertag eine Opfermesse in der Kathedrale anberaumt wurde.

In diese Zeit der allgemeinen Besorgnis sprang in das aufgeschreckte Parma unerwartet ein anderes Ereignis, das größer war als die Furcht vor der Gefahr. In allen Straßen leuchteten auffallend grelle Plakate, auf denen unter Angabe des Tages, an dem auch die Messe abgehalten werden sollte, jener eine Saß stand, der sich mit nicht zu übertreffender Schnelligkeit durch die Stadt verbreitete, wie eine zündende Flamme einschlug und die Menge in einen Fieberbann zwang, der alles andere in den Hintergrund rückte: Paganini wird seine Geige ertönen lassen!

Parma geriet in Aufruhr. Hitzig diskutierend saßen die Menschen in überfüllten Wirtschaftshäusern, standen in Gruppen auf Plätzen und Straßen und überhörten die nahe Mahnung drohenden Unheils. „Paganini kommt! Der Wundergeiger! Paganini, der Dämon von Genua!“

Zahllos waren die in Wahrheit und Dichtung von Mund zu Mund gehenden Gerichte über den geheimnisvollen Geiger, der es vermocht hatte, eine ganze Welt in seinen Bann zu spielen, der plötzlich in irgend einer Stadt erschien, das Publikum trotz Forderung unerhörter Eintrittspreise in seine Teufelskonzerte zog, dann wieder für Monate, gar Jahre spurlos verschwand, der seine Geliebte erstochen und im Gefängnis gefesselt haben sollte, der unzählige sensationelle Liebesabenteuer bestanden und sogar eine Herzogin von Toscana, eine Fürstin Borghese zu seinen Füßen gesehen hatte, der auf seinem Siegeszuge durch Europa schwindelnd hohe Summen erraffte und mit den Rutschern um den Fahrpreis feilschte. War er wirklich der Sohn

des genuesischen Händlers Antonio Paganini? Oder sollte man jenen glauben, zu denen auch ein Teil der Geistlichkeit gehörte, die in ihm einen offenkundigen Abkömmling der Hölle sahen? Ueber allen diesen Gerüchten aber stand das eine: Paganini, der größte Geiger der Welt! Der Triumph Italiens! —

Von der Kathedrale herab riefen die Glocken. Ganz Parma war auf den Beinen. Aber die Menschen schlichen sich um das Glockengedröhn herum und stauten sich vor dem Theater, dessen im Preise um das Vierfache erhöhte Plätze längst ausverkauft waren. Paganini siegte über die Furcht.

Dichtgedrängt saßen die Hörer im Saal. Ein kurzes Klingelzeichen: das Orchester setzte zu einer Beethoven-Symphonie ein. Aber niemand achtete darauf, zu groß war die gespannte Erwartung. Als das Orchester abbrach, herrschte atemlose Stille. Aber noch immer ließ sich der Geiger nicht sehen. Die Stille, die Erwartung, das Fieber stiegen ins Unerträglich. Rufe wurden laut, Füße scharreten. Da ertönte das dumpfe Grollen einiger türkischer Trommeln, der Vorhang teilte sich: Paganini stand auf der Bühne.

Das war Paganini? Durchweg schwarz gekleidet, stand eine langbeinige, knöcherne, maßlos dürre Gestalt vor der Menge; in wirren Strähnen fiel schwarzes, seidig glänzendes Haar auf die hageren Schultern; aus einem leichenblassen Gesicht traten die Backenknochen, stach eine große, über der Wurzel stark gewölbte Nase hervor; schmale, blutlose Lippen waren zu einem eisigen Lächeln zusammengekniffen, in dunklen Augen lag ein starrer, kalter Blick und an übertrieben langen Armen hingen Geige und Bogen fast bis zum Boden herab. Niemand kam von diesem erschreckenden Gesicht los, dieser Totenmaske einer flehenden Demut, eines frierenden Sohns, eines lastenden Leibes, einer verhaltenen dunklen Macht. Wer stand da auf der Bühne? Dämon oder Todtkranke? Ein paar kurze, lächerlich wirkende Verbeugungen, dann sprang der Bogen auf die Saiten. — Leben kam in die dürre Gestalt.

Eine hastige Kopfbewegung zu den Musikern hinunter; das Orchester wogte auf. Aus dem Tutti heraus hob sich der helle Klang der höher gestimmten Sologeige, schwang sich in rasendem Laufe hinauf; in allerhöchsten, dicht am Steg gegriffenen Tönen perlte in nie gehörter Schnelligkeit, nie gehörter Reinheit die chromatische Skala, verlor sich zu einem Höchston übersteigter Möglichkeit, der bleibend, schwingend, fast plastisch und greifbar im Raum stand, daß die Augen ihn suchten, der dann ganz langsam, zarter, dünner wurde, sich ausklingend zu einem Hauch verflüchtigte und längst nicht mehr da war, als ihn die Ohren noch immer zu hören glaubten. Ein fühnes Allegretto folgte, das in pfeilgeschwinden Läufen und Windungen dahinflog, Passagen raften, wie Peitschenhiebe sauste der Springbogen durch die Luft, Tongarben sprühten auf, grelle Flageolett-Töne blitzten in einem Sturm dahinjagender Sechzehntelnoten. Ein überstürztes Piccato; eine werfende Bewegung des schwarzen Oberkörpers, und das Orchester brach los zu einem tosenden Ritornell, in das flammende Geigenblitze hineinzudten. Aus dem Abschwellen des Orchesters ging die Geige mit einem gedrückten Staccato hervor, das sich düster, stöhnend dahinschleppte, dann zogen die Töne die unermessliche Last eines wegmüde Niederbrechenden mit sich, die leuchtenden Atemzüge eines Sterbenden, so angstvoll, grauenhaft; Tränen rannen, die Geige weinte, wie man qualvoller, entseßlicher nie hatte einen Menschen weinen hören, letztes Elend strich der Bogen aus den Saiten, so furchtbar, daß die Frauen unten im Saal die Zähne zusammenbissen, um nicht im Hilferuf eines unerträglichen Empfindens aufzustoßen. Da glitt die Geige in ein luftleichtes Tongewebe über, aus dem es erdenfern wie leise wimmernde Glöckchen klang, ein Adagio von bestreidender Zartheit, voll süß-seligen Zaubers. Aber gleichsam,

als schämte es sich dieser Regung, flammte das Orchester auf. Was der Schwarze dort oben dann begann, war kein menschliches Spiel; diese noch nie gehörten Gänge, Sprünge, Kadenz, diese mühelos dahinjagenden komplizierten Terzen und Oktaven, dieses Echospiegel zwischen Vollton und doppelt gegriffenem Flageolett, diese unfassbare Vereinigung von Flageolett und Piccato ... das war mehr als Virtuosität, das war Sput! Zauberei! Teufelswerk! Kurz brach das Orchester ab. Hoch über dem ausklingenden Ton gellender Trompeten, aufwühlender Pauken, schwebte ein ferner, unwirklicher Triller.

Menschen waren aufgesprungen, als sich der eiserne Bann gelegt hatte, standen auf den Stühlen, klatschten, schrien, tobten ... Dort oben war das unheimliche Feuer der Augen verglommen; gleichgültig blickten sie herab.

Die Zwischenmusik ging in der Wortekstase der Menge unter. Dann schlug der Schwarze die Hörer mit den berühmten Hexenvariationen in panische Erstarrung, zwang ihnen Tränen in die Augen mit der Sonata appassionata, der niemand widerstehen konnte. Dann kam das Letzte. Mitten im Brillieren eines tausenden Allegretto riß der Geiger, ohne im Spiel einzuhalten, dem Instrument eine Saite herunter, spielte auf drei Saiten weiter, riß eine weitere herab, spielte auf zwei, die dritte sprang ab ... Paganini spielte weiter, spielte die Sonate auf der G-Saite allein zu Ende. Nun gab es kein Halten mehr; das Beifallstoben wurde Raserei.

Der Lärm ergoß sich auf die Straßen. Durch wild gestikulierende Menschen fuhr eine Kutsche mit verhängten Fenstern. Niccolò Paganini saß darin; totenbleich war das Gesicht, Schweiß lag noch immer auf der Stirn, hohl und leer waren die Augen. Er hielt den alten, abgenutzten Geigenkasten an sich gepreßt, in dem neben dem wertvollen Guarneri-Instrument die klingende Einnahme des Abends verwahrt war. Sein Atem ging mühsam, ab und zu stieß seine Kehle ein heiseres Hüßeln aus. —

Als der Genuese zwei Tage später im Festsaal des Schlosses die unheimliche Teufelstriller-Sonate von Tartini unter die erstarrte Hofgesellschaft geworfen hatte, wurde bekannt, daß er auf Wunsch der Großherzogin zum Intendanten des Hoftheaters von Parma ernannt war.

Wollte der Rastlose hier zur Ruhe kommen? Der Drang nach dem Unsteten wühlte nach wie vor in ihm und überwog bei weitem die Angriffe erster Altersmüdigkeit; aber er brauchte Ruhe und Erholung, sein Hals, das Kehlkopfleid ...

Auf dem Lande draußen, in der Nähe Parmas, erwarb er eine Villa, einsam, von hohen, schattenden Bäumen umgeben, von denen abends das schneidende Zirpen der Zifaden ertönte. Dort lebte er mit seinem zehnjährigen Sohn Achille, der sein Alles, sein Lebenszweck war. Nur die Gegenwart des Knaben vermochte es, dem starr-kalten Gesicht ein friedvolles Lächeln abzugewinnen, nur die Gegenwart dieser lachend glücklichen Jugend. Jugend! In der Passo di Gatta Mora zu Genua steht ein altes Haus; dort hatte einst ein blasser, schwächlicher Knabe seine Jugend in einer dunklen Kammer verlebt, täglich zu einem zwölf- bis vierzehntündigen ununterbrochenen Lieben auf der Violine gezwungen; er wußte nicht, wie ein bunter Ball auf der Wiege springt, wußte nicht, wie man in den blauen Himmel lacht, wußte nichts vom freien Umhertollen mit andern Kindern, er hatte Geschwister und kannte sie kaum ... er kannte nur Geige, Hunger und Brügel.

„Du sollst eine goldene Jugend haben, Achille.“

Aber noch etwas anderes war es, das den sonst so Ruhelosen zum Bleiben veranlaßte. Das wußte niemand ... außer einer.

Als sich an jenem Abend des Paganini-Konzertes im Schloß die Großherzogin Marie Luise in ihr Boudoir

zurückgezogen hatte, schloß sie eine Schublade auf, entnahm ihr eine Mappe und dieser einige Notenblätter, die sie lange mit einem aus weiter Ferne nahe geholten Lächeln betrachtete. Das oberste trug den handschriftlichen Titel: Maria Luise. Sonate für die G-Saite von Niccolò Paganini. August 1816.

„Achtzehnhundertundsechzehn!“ flüsterte sie. „Vor neunzehn Jahren!“

Schlummerlied.

Von Irmela Linberg.

Schlaf sanft mein Kind, schlaf friedlich ein,
Zur Ruhe ging der Sonnenschein,
Es fliegt der Mond — ein goldner Ball —
Im Bogen übers Weltenall.

Träum sanft in deinem Bettchen klein
Von Paradieses Blümlein,
Von Kolibri und Seidenschwanz
Und bunter Sterne Flimmerglanz.

Siehst du das große Himmelstor?
Ein goldenes Auto hält davor —
Das ist viel tausend Taler wert,
Weil Petrus drin spazieren fährt.

Jetzt saust's in jähem Sternensfall
Hernieder auf den Erdenball
Und hält — nun denk dir doch, wie nett —
Gerad' vor deinem kleinen Bett!

Spring auf, mein Bübchen, flink, spring auf!
Dann geht's in lust'ger Fahrt hinauf!
Sei welche Freude! Welches Glück!

— Nur Mutter bleibt allein zurück ...

Rundschau.

Bürgerkrieg in Oesterreich.

Seit mehr als einem Jahr umspann die wieder erstandene altösterreichische Hydra, die Politik der Schlaueit und des Abwartens, der versteckten und darum desto härteren Brutalität, ihren Gegner, den Austromarxismus mit immer enger gezogenen Striden, um ihn mit absoluter Sicherheit, womöglich ohne Blutvergießen, erwürgen zu können. Seit mehr als einem Jahre sagten sich die Eingeweihten, daß Rot-Wien verloren sei, daß nur eine Unterwerfung und ein bedingungsloses Umlernen seiner Führer es in irgend welcher Form retten könne, daß aber auch dann nur wenig von ihm übrig bleiben würde. Und seit einem Jahre verhielt jede irgendwie bedeutsame Versammlung der Gewerkschaften und der Sozialdemokratie, daß man sich nicht wie die deutschen Organisationen kampfflos beseitigen und für das kampflöse Nachgeben erst noch brutal verfolgen lassen würde.

Dabei stehn in Oesterreich die Dinge so, daß die Republik und ihre Verfassung, die noch zu Recht bestehen, von der Diktatur Dollfuß einfach auf die Seite geschoben wurden, daß die Sozialdemokratie seit einem Jahre unter der Fahne „Wiederherstellung der Verfassung“ kämpfte, daß ihre heimlichen Kampforganisationen Waffen und Sprengstoffe gesammelt hat-